

Hohe Synode,  
liebe Schwestern und Brüder!

Vieles ist in Bewegung.

Und uns bewegt Vieles.

Der Gang durch das zu Ende gehende Jahr zeigt uns viel Bewegung in unserer Welt, in unserer Kirche. Mit dem Wort „**Bewegung**“ verbinden sich viele positive Konnotationen und Erlebnisse wie: Aufbruch und Vitalität, Entdeckerfreude und Vorwärtsdrang, Bereicherung und Zukunftsgestaltung. Daneben sind dann aber auch die beunruhigenden, Ungewissheit und Verunsicherung hervorbringenden Auswirkungen von „Bewegung“ deutlich zu spüren. Und zwar spätestens dann, wenn sich der Boden unter den eigenen Füßen zu bewegen beginnt. Wenn das, was über lange Zeit so fest und stabil als Grundlage erschien, dass man darauf Häuser bauen konnte, die über Generationen hinweg Bestand haben, ins Wanken gerät und der Blick in die Zukunft noch nicht erkennen kann, welche Bewegungen, welche tektonischen Verschiebungen noch alle auftreten werden.

Als Christenmenschen in der Synode Moers erwachsen uns daraus sehr viele und konkrete Fragen:

Wie ist der Weg unserer Gemeinde in die Zukunft am besten zu gestalten?

Wo ist es unbedingt wichtig, Bewährtes und Vertrautes zu bewahren?

Wo ist es genauso unbedingt notwendig, auch neue Wege einzuschlagen und zu erproben, um dem Auftrag des Evangeliums nachzukommen?

Wie ist so und mit gleichem Ernst die Arbeit, die wir als Synode gemeinsam verantworten, auszurichten und zu gewichten?

Was soll anders organisiert, verkleinert oder verstärkt werden?

Was hat seine Zeit gehabt an Angeboten und Formaten und was erweist sich heute als einladend, menschenfreundlich, tröstend und ermutigend?

Ich beobachte mit hohem Respekt, mit welchem großem Einsatz sich Presbyterien und Arbeitsbereiche unserer Synode diesen vielen Fragen stellen und intensiv daran arbeiten, die richtigen Wege zu finden. Die Perspektive der Verantwortung stellt sich dabei die Frage, in welcher Weise wir uns am besten aufstellen und miteinander verbinden können, um auch in 10 und in 20 Jahren die „*Botschaft von der freien Gnade Gottes*“ noch möglichst weitreichend „*an alles Volk ausrichten*“ zu können (vgl. These VI der theologischen Erklärung von Barmen). Denn das ist unser Auftrag.

Einen sehr lebendigen und bedenkenswerten Hinweis dazu wie dies geschehen kann, welche Haltung, welcher Geist uns hierzu gut inspirieren und leiten kann, war im Gemeindebrief der Kirchengemeinde Lintfort zu lesen:

Dort erzählt ein evangelischer Pfarrer von einer Reise, die er nach Australien unternahm und dort auf eine Pfarrerin aus dem Süden Australiens traf. Als die beiden eine große Herde von Kamelen sichten, geht der Bericht so weiter:

*„Unser Guide deutete auf eines der zotteligen Tiere: ‚Da seht ihr den roten Punkt auf dem Rücken. Diese Kamele gehören zu einer Farm, die etwa 20 Kilometer von hier liegt.‘“ (...)* „Ich sagte zu der Pfarrerin: ‚Ich verstehe das nicht: Hier gibt’s doch überhaupt keine Zäune. Laufen die Kamele einfach so in der Gegend rum?“

*Sie fing an zu lachen und sagte: ‚Die meisten Farmen im Outback sind so riesig, so lange Zäune kannst du überhaupt nicht kaufen!‘*

*‚Aber man braucht doch einen Zaun, um die Tiere zusammenzuhalten, oder nicht?‘, wandte ich ein.*

*Die Pfarrerin sah mich mit einem seltsamen Blick an:*

*‚Weißt du, (...) so etwas kann nur ein Theologe aus Europa sagen.‘*

*‚Wieso denn das?‘*

*Sie neigte den Kopf zu mir: ‚Weil wir hier in Australien manchmal den Eindruck haben: So macht ihr bei euch Kirche. Ihr meint, die Gemeinschaft der Glaubenden wäre von einem Zaun umgeben, und es gäbe diejenigen, die drinnen sind und dazugehören – und diejenigen, die draußen sind und nicht dazugehören.‘ (...)*

*Und dann glaubt ihr: Gute Kirchenarbeit bedeutet, möglichst viele von draußen endlich nach drinnen zu holen. Das ist Zaun-Denken““*

*‚Ach ja‘, sagte ich ein bisschen eingeschnappt, ‚und wie macht ihr das?‘*

*Sie fasste mich am Ärmel und deutete in die Weite, die sich unter unserm Hügel ausbreitete. ‚Wenn wir in Australien eine Herde zusammenhalten wollen, dann bauen wir keinen Zaun, wir legen eine Wasserstelle an. Weil die Tiere merken, dass dort ihr Durst gestillt wird, laufen sie nicht weg, sondern kommen immer wieder. Siehst du da hinten den dunklen Punkt, an dem ganz viele Kamele stehen: das ist so eine Wasserstelle.‘*

*Ich starrte auf die winzigen Kamele in der roten, sonnendurchglühten Landschaft und hörte mich sagen: ‚Vielleicht sollte man in der Kirche tatsächlich weniger darüber diskutieren, wer dazugehört und wer nicht – und mehr darüber, ob unsere Gottesdienste den Lebensdurst der Menschen stillen. Denn wenn sie das tun, dann kommen die Leute wahrscheinlich immer wieder ...““*

### **Zäune oder Wasserstellen,**

Abgrenzung oder weiter Raum,

festhalten oder einladen, um sich zu erquicken.

Worauf setzen wir?

Wir stehen vor diesen Fragen zugleich in einer Zeit, in der sich an vielen Stellen der Welt in sehr machtvoller Gestalt ein Megatrend herausgebildet hat, der in ganz verschärfter Weise **Grenzen** neu aufrichtet. Ein Geist, der weniger auf Kooperation und ein friedliches Miteinander setzt, sondern der vielmehr das Heil in der Durchsetzung der Interessen des eigenen Landes, des eigenen Volkes, der eigenen Interessengruppe sucht. Ein Grundzug dieses Geistes ist das Sich-Abschließen gegenüber anderen, sei es in wirtschaftlichem Protektionismus, sei es in anwachsender Aufrüstung und gegenseitiger Bedrohung, sei es im Schließen von Grenzen, um selbst unter Inkaufnahme des jämmerlichen Sterbens von Menschen auf hoher See oder an der amerikanisch-mexikanischen Grenze möglichst keine „Fremden“ in den eigenen Bereich zu lassen. Der „*America first*“-Slogan ist zum griffigen Sinnbild für diese kämpferisch vorgetragene Haltung und Politik geworden, die das „Eigene“ klar vom „Fremden“ abtrennt, die das Gemeinsame geringschätzt und den Willen zum Interessenausgleich und zur Konsensfindung gerne als Schwäche betrachtet. Auch in unserem eigenen Land erleben wir starke Tendenzen, die auf Abgrenzung, Polarisierung und Spaltung setzen, die ganze Bevölkerungsteile verunglimpfen, ausgrenzen, unter Generalverdacht stellen oder gar ihren menschenverachtenden Hass in mörderische Taten umsetzen, so wie wir es erneut im Anschlag auf die Synagoge und den damit einhergehenden Morden in Halle erlebt haben.

Das passiert in einem Land und zu einer Zeit, in der wir uns gerade dankbar an die Überwindung einer tödlichen Grenze erinnern: In diesen Tagen **vor 30 Jahren fiel die Mauer** zwischen den beiden Teilen Deutschlands. In diesen Tagen vor dreißig Jahren vollzog sich das Wunder der friedlichen Revolution mitten in Europa an der heißesten Nahtstelle des kalten Krieges. Die Panzer standen bereit. Aber: Die Demonstrierenden trugen Kerzen und riefen: „*Keine Gewalt!*“, kein Schuss fiel, keine Toten waren zu beklagen. So etwas hatte es noch nie gegeben. In vielen Veranstaltungen hat unser Neues Evangelisches Forum dieses unglaubliche Ereignis unserer Geschichte thematisiert, die Evangelische Allianz hat in einer beeindruckenden Veranstaltung in Moers daran erinnert und gerade gestern hat Prof. Dr. Richard Schröder dazu in der Stadtkirche gesprochen.

Als Christenmenschen und als Kinder dieser Zeit lassen uns diese großen Entwicklungen nicht unberührt und wir erleben es in unterschiedlichen Spiegelungen in unserem persönlichen Leben genauso wie im gemeinschaftlichen Miteinander. An vielen Stellen solidarisieren sich Christinnen und Christen und treten ein gegen Ausgrenzung und Hetze. Als Synode haben wir uns im Sommer mit unserer Erklärung „*Entschieden gegen jede Form des*

*Extremismus!*“ positioniert und zeitgleich zu unserer Synode an diesem Wochenende wird die Duisburger Synode über eine Erklärung beraten, die sich deutlich von der – unsäglicherweise – am Volkstrauertag in Duisburg geplanten Pegida-Demonstration distanziert.

Über den Rhein hinweg sage ich: Danke – und gut so, ihr Geschwister in Duisburg!

Ich bitte herzlich darum: Lasst uns unsere Worte auch leben! Lasst uns deutlich werden lassen, dass die Kirche Jesu Christi gerade nicht auf Abgrenzung und Abschottung, sondern auf Offenheit hin angelegt ist. Denn der Geist Jesu, der Geist von Pfingsten, befreit aus aller menschlichen und kleinlichen Begrenztheit. Hier gelten die Worte des Paulus im Galaterbrief:

***28 Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch***

***Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt***

***einer in Christus Jesus.*** (Gal 3, 28)

Und ich ergänze: Hier ist nicht Nation noch Rasse noch sexuelle Orientierung noch politische Gesinnung. Hier ist nicht arm noch reich, nicht gehandicapt noch uneingeschränkt, nicht jung noch alt, nicht leistungsstark noch hilfebedürftig: All das sind keine Voraussetzungen oder Ausschlussgründe, um voll und ganz zur weltweiten Gemeinde Jesu Christi dazuzugehören. Die christliche Gemeinschaft ist grundsätzlich ent-grenzt.

Und natürlich haben daneben Begrenzungen auch ihren guten Sinn. Natürlich ist es sinnvoll und hilfreich durch Grenzbeschreibungen Zuständigkeiten zu regeln und Bestimmungshoheiten festzulegen. Keine Frage. Aber wir sollten dabei nie vergessen, dass Grenzziehungen im Lichte des Evangeliums, das „*allem Volk*“ gilt, immer nur etwas Relatives sein können. Sie gehören zum Bereich des Vorletzten, sind und bleiben *Adiaphora*.

Und weil die Botschaft des Evangeliums unsere engen Grenzen transzendiert, deshalb eignet sich der christliche Glaube auch überhaupt nicht dazu, sich auf einzelne Nationen oder einzelne bevorzugte Menschengruppen zu beschränken. Er ist geradezu ein Gegenbild, eine Gegen-Vision zu Tendenzen der Isolierung und der Überbewertung von Grenzzäunen: Die Botschaft des Evangeliums drängt auf Mitteilung, auf Kontakt, auf Verbundenheit und Gemeinschaft. Und das Kriterium des Umgangs miteinander ist die entgrenzte Liebe zum Nächsten, wo auch immer er herkommt und wie auch immer er aussieht.

Mehr nicht.

Weniger nicht.

In dieser Offenheit ohne jedes Ansehen der Person für Menschen in Bedrängnis und Not da zu sein, eine offene Tür und ein offenes Ohr zu haben,

das wird in unserer gemeinsamen Evangelischen Beratungsstelle Duisburg/Moers nun schon seit 40 guten Jahren ganz praktisch umgesetzt. In diesem Jahr durften wir dieses besondere Jubiläum feiern und uns dankbar und froh vergegenwärtigen, wieviel Begleitung und Beratung in schwierigen und abgründigen Lebenslagen an dieser Stelle schon geleistet werden konnte.

Ich denke, in unserer Gegenwart ist es wichtig wie lange nicht, sich an diesen verbindenden Geist von Pfingsten zu erinnern, auf ihn als Basis des Miteinanders zu vertrauen, sich von ihm ermutigen, antreiben und stärken zu lassen. Es ist der Geist, der vereint und nicht spaltet, der zusammenführt und versöhnt. Es ist der Geist, der stärker ist als Wut und Hass und die Suche nach dem eigenen Vorteil.

Darauf vertrauen wir.

Darauf hoffen wir.

Jeder Schritt, der uns in dieser Weise, in diesem Geist gelingt, wird seine Wirkung nicht verfehlen: Er wird uns nach innen hin gut tun und er wird nach außen ein Zeichen geben, dass die Kirche Jesu Christi ein guter Ort in dieser Welt ist, an dem mehr zu finden ist als an vielen anderen Orten.

In unserer Zeit der großen Bewegung gehen die **Überlegungen von manchen Gemeinden** mit sehr weitreichenden **Planungen von Zusammenschlüssen** einher: Zum 1.1.2020 wird aus den Gemeinden Eick, Meerbeck, Repelen und Uftort die neue Gemeinde Rheinkamp werden. Die Gemeinden Moers, Kapellen und Schwafheim wollen zum 1.1.2021 eine neue gemeinsame Gemeinde werden und zum gleichen Datum wollen sich im Duisburger Westen die Christuskirchengemeinde, die Erlöserkirchengemeinde, die Friedenskirchengemeinde sowie die Gemeinden Friemersheim und Rumeln-Kaldenhausen zu einer Gemeinde zusammenschließen. An weiteren Stellen wird verstärkt über Kooperationen, über inhaltlich ausgerichtete und über rechtlich ausgestaltete Formen der Zusammenarbeit beraten. In mehreren Gemeinden sind in diesem Zuge große Fragen zur Gestaltung des **Gebäudebestandes** in Bewegung: Vom neuen Gemeindehaus in Homburg habe ich bereits berichtet und im Dezember wird das neu erbaute Gemeindehaus in Neukirchen feierlich und freudig in Dienst genommen werden. Gebäudefragen bewegen aber genauso die Gemeinden in Moers, in Rheinberg, im Duisburger Westen und in Lintfort, um nur einige zu nennen.

Zeitgleich finden in einer ganzen Reihe von Gemeinden ausgiebige Erkundungen und Verhandlungen statt, um der evangelischen **Kindertagesstättenarbeit** unter massiv geänderten Rahmenbedingungen eine Zukunft zu sichern. Auch an dieser Stelle wird mit hohem Ernst und großer

Verantwortlichkeit daran gearbeitet, den bestmöglich weiterführenden Weg zu finden. All diese Beratungen und Abstimmungen untereinander sind immens zeitaufwändig und kräftezehrend und umso mehr danke ich allen, die sich diesen mühevollen Aufgaben stellen und sich hierbei für nach vorne gerichtete Lösungen engagieren. Sie nehmen damit eine Aufgabe unserer Generation aktiv und verantwortungsvoll an, die sich so deutlich – und an vielen Stellen leider auch so schmerzhaft – von den Aufgaben der vorherigen Generation unterscheidet, als in stark an Mitgliedern zunehmenden Gemeinden noch finanzieller Zuwachs und der massive Ausbau kirchlicher Betätigungsfelder und Gebäude die Arbeit in unserer Kirche prägte.

In all den uns betreffenden, belastenden und uns umtreibenden großen Veränderungsbewegungen habe ich keine Sorge um die Kirche Jesu Christi: Die Kirche Jesu Christi wird Zukunft haben.

Aber ich habe Sorge um eine Gesellschaft, um einen Kontinent, der – so scheint es – die Inhalte und die Formen der christlichen Botschaft immer weniger noch zu brauchen meint.

Dabei ist es gut, dass die Ausdrucksformen unseres Glaubens stets veränderbar waren und es auch bleiben. Unsere Kirche kann und soll immer weiter und immer neu nach zeitgerechten Weisen, Angeboten, Formaten auf der Suche bleiben und sich weiterentwickeln, so dass sich die Form ihrer Angebote an den Möglichkeiten und Bedürfnissen derer orientiert, die sie damit erreichen will. Hinzu tritt allerdings ein anderes Problem: Es gibt einen weitreichenden Verlust der Bereitschaft, sich aktiv mit dem Inhalt der christlichen Botschaft auseinanderzusetzen. Es ist für viele zur „Normalität“ geworden, sich schlicht gar nicht mehr damit zu befassen, gar nicht erst hinzuhören. Wir müssen feststellen: Menschen verlassen uns, wenden sich ab von der Kirche und erwarten von ihr keinen wesentlichen Beitrag mehr für ihr Leben. Das schmerzt uns sehr.

Dazu hat die **Freiburger Studie** zur prognostizierten Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft uns aufgezeigt: Der große demographische Trend wird weiter so verlaufen, dass unsere Kirche sich deutlich verkleinert. Und sie hat uns auch aufgezeigt, dass wir zugleich Möglichkeiten haben, mit Menschen neu ins Gespräch, neu in Kontakt zu kommen. Wenn wir zeigen, wofür wir stehen und wofür wir nicht zu haben sind, werden Menschen auch wieder ein deutlicheres Bild davon bekommen können, ob und wie „Kirche“ für ihr eigenes Leben relevant(er) sein oder werden kann. Zugleich zeigen uns die Ausblicke auf die weiter abnehmende Zahl von Kirchenmitgliedern und damit einer abnehmenden Menge an personellen und finanziellen Ressourcen, dass

wir uns viel mehr als jetzt bereits mit anderen werden zusammentun müssen, die Ähnliches anstreben wie wir als evangelische Christinnen und Christen. Egal ob in punktuellen gemeinsamen Aktionen oder in längerfristigen Kooperationen: Da wo Menschen sich einsetzen für eine gerechtere und für eine friedlichere Welt, da wo Menschen sich zusammentun, um für die Bewahrung des Klimas, der Artenvielfalt, der Schöpfung einzutreten, da können wir gut als ein Teil der Bewegung das Anliegen verstärken und voranbringen.

Die großen tektonischen Verschiebungen in unserer Gesellschaft und in unserer Welt werden reichlich analysiert und diskutiert. Im Ökumenischen Pfarrkonvent in der letzten Woche hat uns der Religionssoziologe Prof. Dr. Pickel aus Leipzig mit dem gegenwärtigen Stand der Forschung in Kontakt gebracht und es wurde mehr als deutlich, wie wir uns in unseren spätmodernen Zeiten im Zeichen der sich weiter entwickelnden Individualisierung und Säkularisierung in einem grundlegenden Wandel befinden, für den unsere bisherige Geschichte noch keine Vergleichsfälle kennt.

Für den damit einhergehenden Aufbruch ins Unbekannte möchte ich eine Metapher aufnehmen, die ich für sehr aussagekräftig halte:

Isabel Hartmann und Reinhard Knieling beschreiben dazu in ihrem Buch „GEMEINDE NEU DENKEN“ die „komplexen“ Herausforderungen, vor denen unsere Kirche steht, als eine „Expedition“ in noch völlig unbekanntes Gelände, für die gilt: *„Hier kann man nicht im Vorhinein wissen, was zu tun ist. Man lernt es erst unterwegs. Die Mitglieder eines Kirchenvorstandes wissen zum Beispiel nicht, wie sich eine Fusion mit der Nachbarkirchengemeinde für sie selber anfühlen würde, welche Reaktionen diese in den Gemeinden hervorrufen könnte etc. Sie wissen nicht, was sich überraschend positiv entwickeln oder was sich unerwartet zäh gestalten wird. (...) Auf komplexem Terrain ist die Lösung nicht vorhersehbar, sondern entwickelt sich auf dem Weg.“*

Wir tasten uns in das unbekannte Neue hinein – und wir tun dies in dem tiefen Vertrauen, dass auch die noch unabsehbare zukünftige Zeit Gottes Zeit sein wird.

Hierzu gehört, das jetzt Vorhandene aufmerksam und wertschätzend wahrzunehmen,

die sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ernst zu nehmen,

das vor uns liegende „Gelände“ so gut es geht zu antizipieren,

die vermutlich notwendige Ausrüstung zu beschaffen,

und dann:  
losgehen,  
innehalten,  
bewerten,  
ggfls. die Richtung korrigieren,  
weitergehen – usw. usw.

Wir tragen in uns die große Vision des Reiches Gottes als Antrieb und lebendige Kraftquelle –  
und was wir tun, das tun wir auf Sichtweite nach menschlichem Vermögen.

Dies ist ein Vorgehen, das wir ansatzweise mit unserem **Perspektivprozess Kirchenkreis 2025** in diesem Jahr begonnen haben:

Dazu gehörte zunächst wahrzunehmen, was es an wertvoller synodal verantworteter Arbeit gibt und zu realisieren, dass wir als Synode in der Verantwortung stehen, über all dies zu befinden.

Die in der Beratungsvorlage für die Synode enthaltenen Vorschläge für vorzunehmende Veränderungen mögen dabei recht bescheiden klingen. Vielleicht mag man auch denken: Für den großen Aufwand, den wir miteinander an so vielen Stellen und in so vielen Sitzungen und Gesprächen im Rahmen des Perspektivprozesses getrieben haben, ist das Ergebnis von vorgeschlagenen Kürzungen und Weiterentwicklungen doch etwas mager. Sollten, müssten wir nicht heute schon deutlich mutigere Schritte und Einschnitte vollziehen?

Ich möchte dazu drei Ergebnisse dieses Prozesses benennen, die für mich wichtig sind:

Zum Ersten: Die vertiefte Wahrnehmung unserer gemeinsamen kreiskirchlichen Arbeit war wichtig. Denn wir müssen kennen, wofür wir Verantwortung tragen.

Und das, was wir uns damit erarbeitet haben, wird uns nicht verloren gehen. Wenn wir in einigen Jahren über größere Schritte zu beraten haben werden, dann werden uns die Beratungen des Perspektivprozesses in diesem Jahr hoffentlich als eine hilfreiche Vorarbeit und Grundlage nützlich sein können.

Zum Zweiten: Ein erstes und deutliches Ergebnis zeigt darüber hinaus, dass unsere synodalen Arbeitsbereiche an der richtigen Stelle verortet sind und wir sie am besten gemeinsam tragen können: Die Arbeit der Beratungsstelle, der Notfallseelsorge und die kirchenkreisweite Öffentlichkeitsarbeit sind für diese Frage nach der Subsidiarität einige deutliche Beispiele.

Und zum Dritten: Wir haben rechtzeitig mit den Überlegungen begonnen. Transparenz und Partizipation haben uns geleitet. Jetzt können wir zu



gemeinsam getragenen Entscheidungen kommen. Das ist die Aufgabe unserer Synode in diesen beiden Tagen. Das Ergebnis ist offen. Aber wir haben es in der Hand, zu einem Ergebnis zu kommen, so dass wir wissen, woran wir sind und was schon jetzt verändert werden kann. Das bringt Sicherheit für unsere Gemeinden – und Sicherheit für unsere Mitarbeitenden, die Klarheit brauchen.

Wir tun all dies in unseren Gemeinden und in unserer Synode in großer Freiheit und Selbstverantwortung und es ist ein Schatz, dass wir die Freiheit dazu haben, unsere Angelegenheiten in solch großer Selbstständigkeit zu regeln. An dieser Stelle können wir sehr freudig und selbstbewusst das schätzen, was wir an Möglichkeiten haben. Christenmenschen aus anderen Kirchen beneiden uns sehr darum.

Wenn wir noch auf einige Marksteine des vergangenen Jahres schauen, dann möchte ich hier etwas hervorheben, das uns über so lange Zeit beschäftigt und belastet hat:

Mit dem Ablauf dieses Jahres kommt das Mammutprojekt der Erstellung aller **Eröffnungsbilanzen** und **Jahresrechnungen** und **Bilanzen** für die Jahrgänge 2012 bis 2018 zu seinem Ende. Die Erstellung war ein immens hoher Aufwand für alle Kirchengemeinden, den Gemeindeverband und den Kirchenkreis und sie war eine Herkulesaufgabe für die Mitarbeitenden in unserer Finanzabteilung und in unserem gesamten Verwaltungsamt.

Ich danke allen, die an diesem großen Werk so tapfer mitgeschafft haben:

Sie haben Großartiges geleistet!

Wir haben viel erreicht und wir haben viel Klarheit gewonnen über den Bestand und die finanzielle Situation jeder einzelnen Kirchengemeinde.

Eine der zusätzlich sehr belastenden Aufgaben dieses Jahres waren die vielfältigen weiteren notwendigen Vorarbeiten, die im Zusammenhang mit der anstehenden Einführung der neuen **Finanzsoftware WILKEN P5** standen und stehen. Als ein kleiner Teil des landeskirchenweiten WILKEN-Einführungsprojektes, haben wir uns in unserem Kirchenkreis Mal um Mal in umfänglicher Abhängigkeit von Informationen, Vorgaben, Planungsschritten und immer weiteren Verschiebungen und Veränderungen, die uns aus Düsseldorf erreichten, wiedergefunden. Unabhängig davon, dass die Notwendigkeit der Einführung einer Nachfolgesoftware überhaupt nicht in Frage steht, wurde mehr als deutlich, dass die für die Durchführung des Projektes vorgesehenen Kapazitäten bei weitem nicht ausreichten. Auf der Ebene des Kirchenkreises bereitet uns dies erhebliche Probleme und es sind

hieraus große zusätzliche Lasten und Aufwände erwachsen, die wir nun selber zu tragen haben.

„Ärgerlich“ ist hierfür ein viel zu harmloses Wort.

Die viel zu knapp bemessene Planung des Gesamtprojektes hat neben weiteren gravierenden Versäumnissen dazu geführt, dass die realen Projektkosten nun weit über dem ursprünglich geplanten Budget liegen. Der Vizepräsident Dr. Weusmann hat hierzu auf der Landessynode im September berichtet, dass die ermittelten Mehrkosten sich auf ca. 3,4 Millionen Euro belaufen, die von der Landeskirche übernommen werden.

Seitens der Kirchenleitung wurde dort zugesagt, das Zustandekommen der fehlerhaften Planung und gegebenenfalls vorhandene Haftungstatbestände zu klären. Die Kirchenleitung hat dazu beschlossen, einen externen Juristen damit zu beauftragen, die Vorgänge zu prüfen und einen Bericht zu erstellen, der der Landessynode im Januar vorgelegt werden kann.

Hier vor Ort setzen wir mit Hochdruck alles, was wir selber dafür tun können, daran, um die Voraussetzungen zu schaffen, dass die Softwareumstellung gelingen wird. Was das anbelangt, haben unsere Mitarbeitenden aus eigener Kraft auch schon sehr viel geschafft, und ich bin ihnen sehr, sehr dankbar für allen Einsatz unter diesen ausgesprochen schwierigen Rahmenbedingungen! – wir bleiben aber weiter abhängig vom Entwicklungsfortschritt des Gesamtprojektes.

Als weitere Marksteine dieses Jahres denken wir an den in Moers geborenen und vor 250 Jahren verstorbenen reformiert-pietistischen Dichter, Seelsorger und Mystiker **Gerhard Tersteegen** ebenso wie an den herausragenden reformierten Theologen **Karl Barth**, der vor 100 Jahren seinen bahnbrechenden Kommentar zum Römerbrief veröffentlichte.

In unserem Kirchenkreis konnten wir den **90. Geburtstag der Friedenskirche** in Rheinhausen feiern

ebenso wie **100 Jahre Kirchenchor in Essenberg-Hochheide**

und das **25jährige Jubiläum des Friederike-Fliedner-Hauses** in der Kirchengemeinde Lintfort.

Die Zahl **25** steht aber zugleich auch für die Erinnerung an den **Genozid** an den Tutsi **in Ruanda im Jahr 1994**, dessen wir im April dieses Jahres mit einem Gottesdienst in stiller Trauer gedacht haben.

Und mit dem Blick nach vorne möchte ich eine wichtige noch unbewältigte Aufgabe besonders in den Blick nehmen, die zum einen noch vor uns liegt und die zum anderen eng und belastend mit unserer eigenen Geschichte als Kirche verbunden ist:

Auch in unserer Evangelischen Kirche sind wir schuldig geworden an Menschen, die Schreckliches erfahren haben.

Durch Übergriffe, Demütigungen, Vernachlässigung und Vergewaltigungen, durch das Ausnutzen von Macht und durch das Nicht-wahrhaben-Wollen und Nichtverfolgen von **Verletzungen der sexuellen Selbstbestimmung** ist furchtbarer Schaden an Menschen angerichtet worden, die in Verbindung zu unserer Kirche standen und stehen und die zum Teil unserer Obhut anvertraut waren.

Am 27. Oktober hat der Vizepräsident der Evangelischen Kirche im Rheinland, Oberkirchenrat Christoph Pistorius, in einem Radiogottesdienst dazu gesprochen und für die Kirchenleitung ein öffentliches Schuldbekenntnis formuliert. Darin sagte er unter anderem: „*Unter dem Dach der Kirche haben Menschen die Würde anderer missachtet und verletzt. Unter dem Dach der Kirche haben Menschen ihren Mitmenschen Gewalt angetan, sie missbraucht und in vielen Fällen so deren weiteres Leben bleibend zerstört.*

*Unsere Kirche ist schuldig geworden, weil in ihr Täter geschützt wurden. In Gemeinden ist weggeschaut worden, weil das Ansehen des Amtsträgers hoch war. In der Kirche sind Opfer von sexualisierter Gewalt nicht gehört worden. In den Gemeinden und Einrichtungen unserer Kirche sind Kinder und Jugendliche nicht geschützt worden. Das ist unverzeihlich. (...)*

*Für die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland ist es eindeutig: Täter dürfen auf keinen Fall durch ihr Amt in der Kirche vor Strafe und Konsequenzen geschützt werden. Täter dürfen nicht durch die persönliche Bekanntschaft mit Verantwortlichen geschützt werden. Opfer nehmen wir ernst. Betroffenen hören wir zu. Gegen das Wegschauen gehen wir vor. Verharmlosung und Unwissen müssen wir vorbeugen.“*

Ich bin dankbar, dass unsere Kirchenleitung hier so deutliche Worte gesprochen hat.

Zur Sicherstellung der Prävention, der Aufarbeitung und der Verfolgung von sexualisierten Gewalttaten hat die EKD eine Gewaltschutzrichtlinie für alle ihre Gliedkirchen erarbeitet. In der Rheinischen Landeskirche wird auf der kommenden Landessynode im Januar dazu beraten werden, in welcher Weise diese in verbindliche rechtliche Regelungen umgesetzt werden soll. Die Kirchenkreise und Gemeinden wird dies vor die wichtige Herausforderung stellen, Schutzkonzepte zu erarbeiten und mit Leben zu füllen, um weitere Gefährdungen von Menschen unter dem Dach der Kirche so gut es nur irgend geht auszuschließen. Der KSV hat hierzu bereits in diesem Jahr eine Arbeitsgruppe eingesetzt.

Nach dieser gedanklichen Wegstrecke durch einige wesentliche Stationen und inhaltliche Fragen des zurückliegenden Jahres, möchte ich zum Ende noch einmal die Frage stellen:

Wie kann unser Zeugnis in dieser sich rapide verändernden Welt aussehen?

Vier Beispiele möchte ich dazu benennen.

Zum ersten möchte ich einige Worte von Schwester Amalia vom koptischen Orden der „Daughters of Saint Mary“ aus unserer Ägypten-Partnerschaft aufnehmen. Sie schrieb uns in Reaktion auf die Positionsbestimmung unserer Synode, sich auf den Weg machen zu wollen zu einer „Kirche des gerechten Friedens“:

*„Die Kirche ist eine Institution, in der Begegnung stattfindet, in der man sich umeinander bemüht, für den anderen da ist, so dass das Recht auf ein würdiges Leben gesichert ist. (...)*

*Unsere Aufgabe besteht darin, Liebe weiterzugeben und Frieden zu stiften. Dies tun wir durch unsere Arbeit im sozialen Bereich, in den Kindergärten, den Schulen und Waisenhäusern, im Altersheim und im Krankenhaus. In der Bildung und im Gesundheitswesen ist die Kirche sehr zum Wohl der Menschen engagiert. (...)*

*Ein wichtiger Aspekt ist die Armut der Kirche, denn nur so hat sie den Blick für die Armen frei.*

*Für Frieden und Gerechtigkeit für alle Menschen zu sorgen, leitet sich aus dem Wort Gottes ab und ist die ureigenste Aufgabe der Kirche. Dabei müssen wir uns die Frage stellen: Haben wir alle Menschen, ohne auf ihre Religion, ihre Farbe oder ihre Zugehörigkeit zu achten, im Blick, wenn wir vom Dienst an den Menschen sprechen? (...)*

In unserer eigenen Umgebung, und das ist das zweite Beispiel, das ich nennen möchte, hat die Kirchengemeinde Asberg sich über vier Jahre hinweg dafür eingesetzt, ein ehemaliges Kriegerdenkmal hin zu einem Mahnmal für den Frieden umzugestalten und die furchtbaren Lehren der verheerenden Weltkriege neu sehen zu lernen. Übermorgen am Volkstrauertag wird nun dorthin eingeladen zum „Gedenken an die Kriege und zur Bitte um Frieden“. Ein deutliches Zeichen auf dem langen Weg zum Frieden, das die Gemeinde in guter ökumenischer Verbundenheit setzt.

Das dritte ist ein Erlebnis, das ich teilen durfte im Zusammenhang mit dem Besuch unserer Partnerschaftsgäste aus dem Kirchenkreis Kigali in Ruanda. Wir hatten sie zu Gast in den Tagen unserer letzten Synode. Als Christian Berges, seine Mutter und ich die Delegation am Flughafen in Düsseldorf abholten, trug sich folgende Szene zu:

Nachdem alle Gäste ihr Gepäck zusammen hatten, durch die Grenzkontrolle hindurch waren und wir einander begrüßt hatten, bat uns Superintendent Juvenal, in einen Kreis zusammenzutreten und die Augen zu schließen. Um uns herum das Getriebe im Flughafen. Und wir standen inmitten all dessen, hielten uns die Hände und beteten, dankten für die Reise und für die wohlbehaltene Ankunft, baten für die Daheimgebliebenen und für die Freundinnen und Freunde in Moers, baten um Segen für die vor uns liegende gemeinsame Zeit. Ein tiefer Moment der Stille, ein himmlischer Moment mitten im Lärm der Geschäftigkeit. Für mich ist diese Szene wie ein Sinnbild haften geblieben: Mitten im Trubel der Welt haben wir sichtbar und hörbar, ja, vielleicht für manche irritierend, deutlich erkennbar ohne aufdringlich zu sein, unserem Glauben Ausdruck gegeben. Wir haben das getan, was uns unsere Andacht eingab – und wir haben uns damit nicht versteckt.

Das ist wichtig.

Und von Franz von Assisi wird zum Vierten das Folgende berichtet:

*„Eines Tage schlug er einem jungen Mönch vor: Wir wollen in die Stadt gehen und dort den Leuten predigen. So machten sie sich auf den Weg nach Assisi, und sie gingen durch die Straßen und über den Marktplatz und unterhielten sich dabei über ihre geistlichen Erfahrungen und Erkenntnisse. Erst als sie wieder auf dem Weg nach Hause waren, rief der junge Mönch erschrocken aus: ‚Aber Vater, wir haben vergessen, den Leuten zu predigen!‘*

*Franz von Assisi legte lächelnd die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. ‚Mein Sohn‘, antwortete er, ‚wir haben die ganze Zeit nichts anderes getan. Wir wurden beobachtet und Teile unseres Gesprächs wurden mitgehört. Unsere Gesichter und unser Verhalten wurden gesehen. So haben wir gepredigt.“*

Liebe Schwestern, liebe Brüder:

Lasst uns so losgehen.

Lasst uns so unterwegs sein und so predigen

mit unseren Worten,

mit unseren Taten,

mit unserem Leben.